

(Nachdruck verboten.)

1)

## Gobseck.

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.

Es war im Winter des Jahres 1829 auf 1830. —

Gegen ein Uhr morgens waren im Salon der Vikomtesse von Grandlieu noch zwei Herren anwesend, die nicht zur Familie gehörten.

Einer von ihnen, ein hübscher, junger Mann, verabschiedete sich, als er bald darauf die Stuhuhhr schlugen hörte.

Vom Hofe her wurde das Rollen seines Wagens hörbar, der aus dem Portal auf die Straße einbog. Die Vikomtesse fand also jetzt nur noch ihren Bruder und einen intimen Freund des Hauses im Zimmer; sie beendigten ihre Partie Biquet. Die Dame schritt zu ihrer Tochter hinüber, die, vor dem Kamin stehend, scheinbar einen Lampenschirm mit Porzellanlichtbildern betrachtete, in Wahrheit aber dem Geräusch des davonfahrenden Kabrioletts mit einer Spannung nachhorchte, die die Befürchtungen der Mutter als begründet gelten ließ.

„Kamilla,“ sagte sie, „wenn Du Dein Benehmen dem jungen Grafen Restaud gegenüber nicht änderst, so zwingst Du mich damit, ihn nicht mehr zu empfangen. Höre auf mich, mein Kind — Du hast doch Vertrauen zu mir und so laß Dich auch von mir durchs Leben leiten. Mit siebzehn Jahren bedenkt man weder die Zukunft, noch die Vergangenheit, noch gewisse gesellschaftliche Rücksichten. Restaud hat eine Mutter, die Millionen aufzehren würde, eine Frau von schlechter Geburt, ein früheres Fräulein Goriot, das seinerzeit recht viel von sich reden zu machen wußte. Sie hat sich ihrem Vater gegenüber derartig häßlich benommen, daß sie einen so guten Sohn sicherlich nicht verdient. Der junge Graf betet sie an und umgibt sie mit einer kindlichen Pietät, die des höchsten Lobes wert ist; vor allem legt er für seinen Bruder und seine Schwester eine rührende Sorgfalt an den Tag. Wie bewunderungswürdig aber seine Handlungsweise auch sein mag,“ setzte die Gräfin nach einer Weile mit einem freundlich verschämten Ausdruck in den Augen hinzu, „solange seine Mutter am Leben ist, werden alle Familien davor zurückschrecken, die Zukunft und das Vermögen ihrer Töchter dem jungen Restaud anzuvertrauen.“

„Ich habe da gerade einige Worte aufgeschnappt, auf die hin ich nicht übel Lust verspüre, mich zwischen Sie, Frau Vikomtesse, und Ihr Fräulein Tochter zu drängen,“ rief der vertraute Freund des Hauses. „Ich habe gewonnen, Herr Graf,“ wendete er sich dann an seinen Spielgegner. „Ich lasse Sie jetzt allein, um Ihrem Fräulein Richte zu Hilfe zu eilen.“

„Das nenne ich aber echte Advokatenohren!“ meinte lächelnd die Gräfin. „Mein bester Derville, wie haben Sie das nur hören können, was ich doch nur ganz leise zu Kamilla gesagt habe?“

„Ich habe aus Ihren Blicken gelesen,“ entgegnete Derville, indem er in einem Sessel zur Seite des Kamins Platz nahm.

Der Onkel gesellte sich zu dem jungen Mädchen, und die Frau des Hauses ließ sich auf einem bequemen Lehnstuhl zwischen ihrer Tochter und Derville nieder.

„Ich glaube, Frau Vikomtesse, es ist Zeit, daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle, die Sie vielleicht veranlassen wird, Ihr Urteil über die Vermögenslage des Grafen Ernest Restaud gefälltes Urteil einer Aenderung zu unterziehen.“

„Eine Geschichte?“ rief Kamille lebhaft. „So fangen Sie doch schon an!“

Derville warf der Gräfin einen Blick zu, aus dem sie entnehmen durfte, daß seine Erzählung sich für sie sehr interessant gestalten würde.

Die Vikomtesse von Grandlieu war infolge ihres großen Vermögens und durch das Alter ihres Namens eine der bedeutendsten Frauen des Faubourg Saint-Germain. Und wenn es fast unnatürlich scheint, daß ein Pariser Advokat in derartig familiärem Ton zu ihr sprach und sich auch sonst bei ihr

so ungezwungen benahm, so ist dies Phänomen andererseits doch un schwer zu erklären.

Die Gräfin war mit der königlichen Familie nach Frankreich zurückgekehrt und hatte sich in Paris niedergelassen. Anfänglich lebte sie von der Unterstützung, die ihr Ludwig der Achtzehnte aus seiner Zivilliste zukommen ließ. Das war für sie eine unerträgliche Lage.

Der Advokat fand zufällig einige Formfehler heraus, die seinerzeit beim Verkaufe des Grandlieuschen Palais, der von der Republik ins Werk gesetzt worden war, den Behörden unterlaufen sein mußten. Er stellte die Behauptung auf, daß der Gräfin ihr Eigentum zurückerstattet werden müsse; in solchem Sinne leitete er einen Prozeß ein und gewann ihn. Durch diesen ersten Erfolg ermutigt, setzte er einem Kloster so lange zu, bis er die Herausgabe der Waldungen von Viceney erlangte. Dann ließ er noch einige Aktien des Orleans-Kanals und verschiedene Grundstücke eintreiben, die der Kaiser als Dotationen an staatliche Anstalten verliehen hatte, so daß das Vermögen der Vikomtesse durch die Geschicklichkeit des jungen Advokaten bis zu einer Jahreseinnahme von sechzigtausend Frank wiederhergestellt wurde, wobei die gewaltigen Summen nicht inbegriffen sind, die ihr auf Grund des neuen Entschädigungsgesetzes zufließen.

Als kluger, gebildeter, bescheidener Mann von unantastbarer Ehrenhaftigkeit, als angenehmer, unterhaltender Gesellschafter wurde der Rechtsanwalt ein intimer Freund des Hauses. Wenngleich die aner kennenswerten Sorgfalt und Umsicht, mit der er sich der Sache der Gräfin annahm, ihm wohl die Wertschätzung und Klienteln der ersten Familien des Faubourg Saint-Germain einzutragen imstande war, so zog er doch aus diesen glücklichen Umständen nicht den Nutzen, den seine ehrgeizigeren Kollegen sich nicht hätten entgehen lassen. Er schlug das Anerbieten der Gräfin aus, die ihn dazu bestimmen wollte, seine Praxis zu verkaufen und in die Verwaltung einzutreten — eine Karriere, in der er dank ihrer Protektion der schnellsten Beförderung sicher gewesen wäre.

Mit Ausnahme des Palais Grandlieu, in dem er hin und wieder einen Abend verbrachte, ging er in die große Gesellschaft nur soviel, als es zur Aufrechterhaltung seiner Beziehungen unerlässlich notwendig war. Derville konnte von Glück sagen, wenn seine Begabung durch die Tätigkeit für die Vikomtesse in ein helleres Licht gerückt worden war; sonst hätte er vielleicht Gefahr laufen können, sein ganzes Bureau in die Brüche gehen zu lassen. Er fühlte nicht die rechte Berufung für seinen Stand in sich und er besaß auch keine echte Advokatenjeele.

Seit Graf Ernest Restaud sich im Hause Grandlieu hatte einführen lassen, seitdem Derville die Sympathie erkannte, die Kamille diesem jungen Manne entgegenbrachte, war er bei der Gräfin ein so eifriger, häufiger Gast geworden, wie allenfalls ein erst kürzlich in die Kreise des vornehmen Faubourgs zugelassener Dandy der Chaussée-d'Antin.

Erst vor wenigen Tagen war Derville mit Kamille auf einem Ballo zusammengetroffen. Bei dieser Gelegenheit hatte er mit ihr über den Grafen gesprochen.

„Schade, nicht wahr, daß der junge Mensch nicht über zwei oder drei Millionen verfügt!“

„Ist das ein so großes Unglück?“ entgegnete sie. „Ich glaube doch kaum. Graf Restaud ist sehr begabt, er hat viel gelernt und er ist in dem Ministerium, bei dem er arbeitet, sehr gern gesehen. Ich glaube bestimmt, daß er noch eine sehr bedeutende Persönlichkeit wird. Der „junge Mensch“ wird soviel Vermögen finden, wie er nur haben will — wenn er es einmal zu einer Stellung gebracht hat.“

„Sicherlich. Wenn er aber bereits reich wäre?“

„Ja, wenn er reich wäre —“ erwiderte sie errötend — „dann würden alle jungen Mädchen hier im Saale sich ihn streitig machen,“ setzte sie schnell hinzu, indem sie besonders eifrig die Quadrillen betrachtete.

„Und dann,“ fuhr der Advokat fort, „und dann wäre Mademoiselle de Grandlieu nicht die einzige, zu der er fortwährend herüberblicken könnte. Deswegen also erröten Sie? Er gefällt Ihnen, Sie empfinden etwas für ihn, nicht wahr? Sagen Sie's mir doch!“

Kamille hatte sich etwas heftig erhoben.

„Sie liebt ihn also wirklich?“ sagte sich Derville.

Von jenem Tage an umgab Kamille den Freund ihrer Mutter mit besonderen Aufmerksamkeiten, da es ihr nicht entgangen war, daß er ihre Neigung für den jungen Grafen Restaud billigte. Bisher hatte sie ihm — wenngleich sie den Umfang der Verpflichtungen ihrer Familie ihm gegenüber wohl kannte — mehr Hochachtung entgegengebracht als wahre Freundschaft, mehr Höflichkeit als echtes Empfinden; sein ganzes Wesen sowohl als auch besonders der Ton seiner Stimme hatten sie den Abstand deutlich fühlen lassen, der nach den Regeln der Etikette zwischen ihnen bestand.

Die Erkenntlichkeit ist eine Schuld, die die Kinder nicht immer sozusagen inventarisch und ohne Vorbehaltsrecht von den Eltern übernehmen. —

„Was ich Ihnen erzählen werde,“ sagte Derville jetzt nach einer kurzen Pause, „erinnert mich an die einzigen romantischen Begebenheiten meines Lebens. Lachen Sie?“ unterbrach er sich. „Sie lachen schon, weil ein Advokat von einem Roman in keinem Leben spricht. Ich war auch einmal fünfundschwanzig Jahre alt und ich hatte in jenem Alter schon allerhand absonderliche Dinge zu lesen bekommen.“

Zunächst muß ich Ihnen etwas über eine Persönlichkeit berichten, die Sie unmöglich kennen können. Es handelt sich um einen Wucherer. Stellen Sie sich eindringlich ein weißes, durchsichtig blaßes Gesicht vor; bleiche Züge, denen ich — wenn die Akademie es mir gestattete — den Namen eines Mondscheingefichtes zuertheilen möchte. Es schien fast wie eine verblichene, abgeschabte Feuerberggoldung. Die Haare meines Wucherers waren glatt, sorgfältig gekämmt und aschgrau. Die Linien seines Gesichtes, das so regungslos war wie das Talleyrands, deuteten mich wie aus Bronze gegossen. Seine Augen waren gelb wie die des Marders und hatten gar keine Wimpern; da sie kein helles Licht ertragen konnten, so mußte der Schirm einer alten Mütze sie davor schützen. Seine spitze Nase zeigte an ihrem Ende unzählige Pockennarben und glich fast einem Zwickbohrer. Er hatte die schmalen Lippen jener winzigen Greise und Nymphen, wie sie von Rembrandt gemalt worden sind.

Er sprach mit leiser Stimme und in sanftem Tone und wurde niemals heftig. Sein Alter war ein ungelöstes Räthel. Man wußte nicht zu sagen, ob er vor der Zeit gealtert war oder ob er sich seine Jugend bewahrt hatte, so daß sie ihm nach wie vor zu Diensten stand. Alles war reinlich und abgemußt in seinem Zimmer, das, von dem grünen Tuche an, das seinen Schreibtisch bedeckte, bis zu dem Teppich vor seinem Bette, jenen kalten, unwirklichen Heiligthümern gleich, in denen eine alte Jungfrau ihr Leben damit zubringt, von morgens bis abends die Möbel abzuwischen. Im Winter pflegten die Holzschelte, die in seinem Kamin unter einem Haufen Asche verborgen lagen, beständig zu rauchen, ohne eigentlich tatsächlich zu brennen. Jede seiner Handlungen, von der Stunde, zu der er sich zu erheben pflegte, bis zu seinem abendlichen Hustenanfall, ging mit der Pünktlichkeit einer Uhr vor sich. Er war eine Art Automat, bei dem der Schlaf gleichsam das Federwerk aufzog. Wenn man eine Affel, die über das Papier läuft, berührt, so bleibt sie stehen und stellt sich tot; ebenso pflegte dieser Mann sich mitten in einer Rede zu unterbrechen, und beim Vorüberrollen eines Wagens stillzuschweigen, um seine Stimme nicht anstrengen zu müssen. Indem er gleichsam Fontanelle nachahmte, ging er mit allen vitalen Bewegungen sehr sparsam um und er konzentrierte sozusagen das ganze Empfindungsgebiet menschlicher Daseinsform ins eigene Ich. Und so floß sein Leben ebenso geräuschlos hin wie der Sand in einer alten Uhr. Zuweilen pflegten seine Opfer laut zu jammern und zu schreien, sie wurden erregt und heftig, dann trat plötzlich große Stille ein, wie in einer Küche, in der man eine Ente abgeschlachtet hatte. Gegen Abend verwandelte sich der Geld- und Wechselmann in einen gewöhnlichen Menschen und der Metallgehalt seiner Existenz wurde zu einer Art menschlichen Gefühlslebens. Wenn er mit seinem Tagewerk zufrieden war, so rieb er sich die Hände und ließ aus den tiefen Furchen seines Gesichtes eine Art Dampf der Freude aufsteigen — anders kann das seltsame Spiel seiner Muskeln wohl kaum bezeichnet werden, in dem etwas, wie das Lachen Lederstrumpfs zum Ausdruck gelangte. Selbst im Zustande seiner höchsten freudigen Erregung blieb seine Redeweise flodend und einsilbig; sein ganzes Verhalten war sozusagen immer negativ.

Dies war mein Nachbar, den mir der Zufall in dem

Gaule, das ich in der Rue de Grals bewohnte, zugefellt hatte, als ich noch zweiter Kanzlist war und das dritte Jahr meiner Rechtstätigkeit hinter mir hatte. Dies Haus, das keinen Hof besaß, war dunkel und feucht. Die Zimmer erhielten das Licht nur von der Straße aus. Die etwas zellenartige Verteilung, die das Gebäude in eine Anzahl gleich großer Zimmer zerlegte, die alle nur einen einzigen Ausgang auf einen langen, matt erleuchteten Korridor hatten, wies darauf hin, daß dies Baumerk früher einen Teil eines Klosters ausgemacht hatte. Bei solchem traurigen Ausblick berging einem jungen Mann aus besserer Familie jeder Frohsinn, schon ehe er in das Zimmer meines Nachbarn trat: Er selbst und das Haus, das er bewohnte, waren sich zu ähnlich. Man hätte an eine Muster auf ihrem Felsen denken können.

Das einzige menschliche Wesen, mit dem er — außer-geschäftlich — verkehrte, war ich; er kam und bat mich um Feuer, er borgte sich Bücher von mir, eine Zeitung, er gestattete mir, abends in seine Zelle einzutreten, und wir plauderten miteinander, wenn er guter Laune war. Diese Vertrauensbeweise waren die Frucht einer vierjährigen Nachbarschaft und meiner stillen, zurückgezogenen Lebensweise, die — mangels des nötigen Geldes — der seinen gleichen mußte.

Ob er wohl Verwandte oder Freunde besaß? War er reich oder arm? Niemand hätte auf diese Fragen zu antworten vermocht. Geld habe ich bei ihm niemals gesehen. Sein Vermögen lag zweifellos in den Kellern einer Bank. Er kassierte selbst seine Wechsel ein, indem er mit seinen Beinen, die dürr waren wie die eines Hirsches, in ganz Paris umherlief.

Eines Tages wurde er sogar zum Märtyrer seiner eigenen Vorsicht. Zufällig trug er Gold bei sich, ein Doppel-Napoleon vermochte — wie, weiß man nicht — sich aus seiner Tasche zu befreien. Ein anderer Mieter, der hinter ihm die Treppe herauf stieg, nahm das Goldstück auf und hielt es ihm hin.

„Das gehört mir nicht,“ entgegnete er mit dem Ausdruck höchsten Erschaumens. „Ich sollte Geld haben? Würde ich so leben, wie ich lebe, wenn ich reich wäre?“

Des Morgens machte er sich selbst seinen Kaffee auf einem Kohlenbecken aus Blech. Ein Garfuch brachte ihm sein Mittagessen. Unsere alte Portierfrau stieg zu einer bestimmten Stunde zu ihm hinauf, um sein Zimmer zu ordnen. Infolge eines eigenartigen Zufalles, den Sterne mit dem Ausdruck „Prädestination“ bezeichnet hätte, trug er den Namen Gohse d. Als ich mich später mit seinen Angelegenheiten beschäftigte, erfuhr ich, daß er um die Zeit, wo wir uns kennen lernten, ungefähr sechsundsiebzig Jahre zählte. Er war etwa um das Jahr 1740 in einer Vorstadt Antwerpens als Kind einer Jüdin und eines Holländers zur Welt gekommen und hieß Jean-Etlier van Gohsed. Sie wissen wohl, wie sehr sich seinerzeit Paris mit der Ermordung eines Mädchens beschäftigte, das allgemein die schöne Holländerin genannt wurde. Als ich eines Tages meinem Nachbar zufällig von diesem Verbrechen Erwähnung tat, zeigte er nicht das geringste Interesse noch die verschwindendste Ueberschuldung:

„Das war meine Großnichte,“ sagte er.

Das waren die einzigen Worte, die ich ihm über den Tod seiner alleinigen Erbin, der Enkelin seiner Schwester, entziehen konnte. Durch die Gerichtsverhandlungen stellte es sich dann heraus, daß die schöne Holländerin tatsächlich Sarah van Gohsed geheißen hatte. Als ich danach fragte, wie es käme, daß seine Großnichte seinen Namen trage, entgegnete er mir lächelnd:

„Die Frauen in unserer Familie haben sich niemals verheiratet.“

Dieser eigenartige Mann hatte niemals eine einzige Persönlichkeit aus den vier weiblichen Generationen bei sich sehen wollen, die seiner Verwandtschaft angehörten. Er haßte alle seine Erben und konnte es nicht begreifen, daß irgend jemand außer ihm nach seinem Tode sein Vermögen besitzen sollte.

Seine Mutter hatte ihn mit zehn Jahren als Schiffsjungen für die Fahrt nach den holländischen Besitzungen in Indien auf einem Schiff untergebracht und dort trieb er sich während zwanzig Jahren umher. Und so verbargen denn auch die tiefen Furchen seiner gelblichen Stirn eine Anzahl von Geheimnissen fürchterlicher Art: plötzliche Schreckensszenen, unerwartete Zufälle, romantische Reisen und unbeschreibliche Freuden, Hunger und Durst, den er ertragen, Liebe, die er vielleicht gefunden und mit Füßen getreten, Vermögen, die erworben, verloren und wieder erworben wurden, ein Leben, das zahllosen Gefahren getrozt und vielleicht durch

harte, schnelle Entschlüsse gerettet worden war, deren Grausamkeit durch die Not gerechtfertigt wurde. Er hatte Herrn von Dally gekannt, den Admiral Simeuse, Herrn de Ker-garouet, Herrn Estaing, Antmann de Suffren, Herrn Porten-duère, Lord Cornwallis, Lord Hastings, den Vater Tippoo-Sahib und Tippoo-Sahib selbst. Jener Sabogarde, der Madhadji-Sindiah, dem Könige von Delhy, diene und sich um die Begründung der Mahrattendynastie große Verdienste erworben, stand mit ihm in Verbindung. Da er längere Zeit in St. Thomas gelebt hatte, so war er auch mit Viktor Hughes und mehreren anderen berühmten Korjaren in nähere Beziehungen getreten. Die Ereignisse des amerikanischen Freiheitskrieges waren ihm mehr als vertraut. Wenn er aber von Indien oder von Amerika erzählte — was er mir gegen-über nur selten und vor anderen niemals tat —, so schien es fast, als ob er sich damit eines Verraths schuldig machte und als ob er es bereue.

Wenn Menschentum und Geselligkeitsdrang eine Art Religion sind, so dürfte er wohl als Atheist bezeichnet werden. Wenn ich mir auch vorgenommen hatte, ihn genau zu prüfen und zu studieren, so muß ich doch zu meiner Schande gestehen, daß mir bis zum letzten Augenblick sein Innenleben ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Oft habe ich mich sogar fragen müssen, welchem Geschlechte er eigentlich angehörte. Wenn alle Wucherer ihm gleichen, so glaube ich fast, daß sie zum Genus Neutrum gehören. War er der Religion seiner Mutter treu geblieben und betrachtete er die Christen als seine recht-mäßige Deute? War er ein Katholik geworden, ein Mohammedaner, ein Buddhist oder Protestant? Ueber seine religiösen Ansichten habe ich niemals etwas erfahren können. Er schien mir mehr indifferent als geradezu ungläubig zu sein.

Eines Abends betrat ich das Zimmer dieses Mannes, der sozusagen einen Goldklumpen aus sich gemacht hatte und den seine Opfer — die er mit der Bezeichnung „Klienten“ ver-sah — aus Ironie oder Scherz „Papa Gobsed“ nannten. Er saß unbeweglich wie eine Statue in seinem Lehnstuhl. Seine Augen starrten auf die Kaminbekleidung, von der er das Wechselregister abzulesen schien. Eine schwelende Lampe, deren Unterfuß früher einmal grün gewesen war, strahlte ein schwaches Licht aus, das, weit entfernt sein Gesicht zu beleuchten, seine bleiche Färbung nur noch viel deutlicher hervor-treten ließ. Er sah mich schweigend an und deutete auf den Stuhl, der mich bei ihm immer erwartete.

Woran mag dieser Mensch nur denken, fragte ich mich; weiß er etwas davon, daß es einen Gott gibt, etwas wie ein Gefühl, daß Frauen leben und ein Glück auf dieser Welt vor-handen sein soll? Ja, beklage ihn, wie ich wohl einen Kranken beklagt hätte. Aber ich verstand und begriff auch, daß er, wenn er Millionen auf der Bank liegen hatte, sich in Gedanken im Besitz der halben Erde glauben konnte, die er durchreist, durchpflüget, erforscht, bewertet und ausgebeutet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

**Theaterzensur.** Dr. Heinzmann, ein Staatsanwalt in Zwidau, hat ein Buch über „Deutsches Theaterrecht“ herausgegeben (München, C. F. Beck), das u. a. auch ein Kapitel über die Zensur enthält. Heinzmann verlangt zwar nicht die Beseitigung dieser Institution; er hat aber immerhin einiges daran auszuüben und fordert Schutz gegen den Mißbrauch dieser behördlichen Vormundschaft. Dann schreibt er:

Wird ferner die Zensur nicht für größere Distrikte zentralisiert, so kann sie unmöglich in ausreichender Weise durchgeführt werden. Denn welcher Zensor, zumal in kleineren Städten, hätte die Mühe, alle Stücke aufmerksam zu lesen? Und woher sollte die Garantie kommen für die Fähigkeit der Zensoren, die Stücke richtig zu beurteilen? — Auch in England hilft man sich mit der Fiktion, daß ein Stück, das in London erlaubt wurde, überall ausführbar sei, und doch sind zuweilen auch in London lächerliche Zensurstriche vorgekommen. Hat doch ein Zensor aus religiösen Strupeln die Anrede an die Geliebte „Mein Engel!“ gestrichen, damit nicht die biblische Vorstellung von den Engeln gefährdet werde! — Derartige Beispiele fehlen jedoch auch nicht in der Gegenwart und in unseren Ländern. Ein Zensor in einer preussischen Provinzialhaupt-stadt untersagte 1895 ein Stück, weil ein verschuldeter preussischer Offizier im Mittelpunkt stand. Sollte der Herr Zensor der Ansicht sein, daß verschuldete preussische Offiziere eine solche Rarität sind? In Ludwig Fuldas „Zollman“ ruft ein naives Kind aus dem Volke dem verblendeten Fürsten zu:

„Darum, mein König, brauchst Dich nicht erbosen:  
Du bleibst der König auch in Unterhoseln!“

Der Wiener Zensur gestel nun dieser letztere Kraftausdruck durchaus nicht — manchem Freunde des Dichters übrigens auch nicht. Fulda mußte also ändern. Aber kein Zensor der Welt kann eine gereimte Aenderung erzwingen. Mita schmatteredte also seitdem in Wien ins Publikum hinein:

„Darum, mein König, brauchst Dich nicht erbosen:  
Du bleibst der König auch in Unterleidern!“

Der Polizeipräsident einer großen österreichischen Provinzial-hauptstadt gestattete 1894 die Aufführung von Shakespeares „Julius Cäsar“ nur unter der Bedingung, daß darin nicht die österreichische Militäruniform getragen werde! Es braucht wohl kaum besonders konstatiert zu werden, daß diese lässliche Unbildung auch unter den einseitigsten Verwaltungsbeamten glücklicherweise nicht allzu häufig sein dürfte. — Nach solchen Erfahrungen aber sollte wohl die Re-gierung die Zensur als eine für die höhere Geistesbildung eines Volkes eminent wichtige Aufgabe nicht in die Hände eines Herrn legen, dessen literarische Bildung mit dem letzten Primaneraussage ihren Abschluß fand. — In der Regel dürften die nachträgliche Beseitigung solcher Stellen und ein nachträgliches Verbot solcher Stücke genügen, die zwar nicht geradezu strafbar sind, aber doch immerhin schädlich für die gute Sitte und die öffentliche Ruhe erscheinen. — „Der Natur gleichsam einen Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Tugde, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner eigenen Gestalt zu zeigen“, ist nach Shakespeare (Hamlet) der Beruf des Theaters. Wenn aber auf einzelnen Hofbühnen untersucht wurde, Priester auf die Bühne zu bringen, so ist nicht recht ersichtlich, warum die Bühne die Tugenden und Laster der Priester weniger zeigen dürfte, als die der Laien und selbst der Fürsten. —

**ws. Chinesische Schauspieler.** In China nehmen die Schau-spieler kaum eine bessere Stellung ein als die Scharfrichter. Sie führen ein miseres Leben, die Theater sind Wanderbühnen, ab-gesehen von den größeren Städten. Solche reisenden Gesellschaften, die nur wenige Tage an einem Orte bleiben, errichten mit Bambus-stangen und Segeltuch in größter Hast das Theater, das oft mehrere tausend Besucher fassen kann. Die Folge der Eile sind häufige Unglücksfälle; nicht selten bricht solch ein Kusentempel dem Publikum über den Köpfen zusammen. Die Künstler werden nach den Rollen, die sie spielen, bezahlt. Die Glücklichen, die Kaiser, Prinzen, hohe Beamte, Generale und dergleichen darstellen, erhalten für die Spielzeit, die an zehn Monate dauert, 400—600 M. Die Künstler zweiter Klasse, die ehrsame Bürger, niedrige Beamte, Kaufleute, Dämonen usw. darstellen, bekommen weniger, und am schlechtesten bezahlt werden Schauspieler, die Frauentrollen spielen, denn diese erhalten nur 25—40 Pf. für die Vorstellung. Die An-kunft einer chinesischen Theatertruppe an einem Orte bewirkt ein wahres Jahrmarktssleben, die Bewohner der ganzen Umgegend kommen angeströmt und in der Nähe des Theaters tun sich Buden und Tschandlungen auf. Bei der Vorstellung selbst machen die Zu-schauer solchen Lärm, daß die Schauspieler ihre Lungen aufs äußerste anstrengen müssen, und die Luft im Theater ist so schwül, daß ein Europäer es nicht lange in einem chinesischen Theater aushält, um so weniger, als die Vorstellung oft bis acht Stunden dauert. Daß das Publikum bei dieser langen Zeit seine Mahlzeiten im Theater abhält, macht die Lust natürlich nicht besser. Während der Vor-stellung bieten Verkäufer ihre Waren mit lauter Stimme aus, und der Lärm wird in unglaublicher Menge ausgeschleudert. Die Bühne ist so armselig wie möglich ausgestattet. Einige Stühle und Tische ist alles. Wird ein Thron ausgestellt, so wirft man ein Stück Zeug über die Stühle. Berge werden durch einige übereinander ge-worfene Stühle angedeutet. —

**gc. Die Bierländer.** Besonders charakteristisch und jedem Fremden zuerst auffallende Gestalten in dem reichen und interessanten Straßenleben Hamburgs bilden die Bierländer Bauern und Bäue-rinnen, die man in ihrer eigentümlichen Volkstracht überall gewahrt, wie sie, das Tragholz auf der Schulter, an dem gefüllte Körbe und Kammern hängen, ihre landwirtschaftlichen Produkte ausrufen. Diese Leute bewohnen einige Elbinseln südlich von Hamburg, welche außer dem Städtchen Bergedorf die vier Kirchspiele Curslak, Altenhagen, Neuhagen und Kirchwarder umfassen, und daher die Bierländer genannt werden. Der äußerst fetten und fruchtbaren Marschboden liefert unter der sorgfältigen Bearbeitung der fleißigen Bewohner erlaunliche Erträge und ist in seiner Art ein landwirtschaftliches Paradies: üppige Weizenfelder, große Gemüße, Rosen- und andere Blumengärten, Kirsch- und Pflaumengärten, Erdbeer- und Himbeer-plantagen wechseln mit einander ab; die Viehzucht liefert vortreffliche Milchkuhe, Gesehül und Schlachtvieh. Die Bierländer bilden daher gleich-zeitig die Speisekammer der großen Hansestadt. So fleißig und gewerb-lich die Bierländer die Woche über sind, so freudig geben sie sich am Sonntag dem Vergnügen hin und ihre allgemeine Wohlhaben-heit gestattet ihnen denn, etwas darauf gehen zu lassen. In Berge-dorf sowohl wie in den vier oben genannten Dörfern sind die Wirt-schäuser und Tanzsäle stets überfüllt; im Sommer bemüht man vor-zugsweise offene Hallen zum Tanzen. Ein Karussell, sowie Rufen- und Würfelbuden draußen im Garten dürfen nicht fehlen, und so

Hat ein Vierländer Tanzbergnügen fast das Ansehen eines Volksfestes. Kein Wunder daher, daß sich Hamburger Sonntagsausflügler und die Vergedorfer Sommergäste dabei zahlreich einzufinden pflegen. Die Männer im hohen Zylinder, mit der braunen oder blauen Jacke und roten Weste, die beide mit vielen silbernen Knöpfen besetzt sind; den Kniehosen von Sammet, bunten Strümpfen und Schnallenschuhen sehen sehr originell aus, werden aber darin noch übertroffen durch die Frauen, bei denen besonders der weitabstehende, vielfaltige kurze Rock, und der seltsam geformte Strohhut mit der mächtigen steifen schwarzen Schleife auffällt, deren Bänder bis auf die Hüften herabhängen. Dazu kommt noch ein buntgesticktes Nieder, und ein weites Hemd mit weitbauschigen, die Unterarme freilassenden Ärmeln. Matrosen der Marine, die in ihrer schmucken Seemannstracht bei den Vierländerinnen besonders beliebt sind, gewahrt man vielfach in der tanzenden Menge. Getanzt werden auch vorzugsweise Matrosentänze, z. B. der sogenannte „Hamburger“, der als „Kreuzpolla“ durch ganz Deutschland seinen Weg genommen hat. —

**Medizinisches.**

io. Papier als Verbandzeug. Dr. Nipp macht die „Münchener Medizinische Wochenschrift“ in einem Schreiben aus China darauf aufmerksam, daß Papier dort auch zum Verbinden von Wunden benützt wird. Dafür eignen sich namentlich die Sorten, die sich durch Porosität und Fettlosigkeit auszeichnen, somit die Ausscheidungen einer Wunde leichter aufsaugen als Watte. Auch die europäischen Kerze haben die trefflichen Eigenschaften solchen chinesischen Papiers schon gelernt. Die feinsten Papierbogen werden von den gegenüber liegenden Ecken aus nach der Mitte hin zusammengelegt, so daß ein loderer Verbandstreifen zustande kommt, der dann später zu jeder beliebigen Form gefaltet werden kann. Ein europäischer Arzt würde dann selbstverständlich vor der Anwendung eine Sterilisation des Papiers vornehmen. Da das so behandelte Papier wegen seines Kalkgehalts leicht an der Wunde festklebt, empfiehlt es sich, noch eine Lage von Gaze darunter zu legen, damit die Ausscheidungen der Wundfläche mit dem Papier nicht in unmittelbare Berührung kommen. Ein solcher Verband ist weit billiger als Watte und in China natürlich auch viel leichter zu beschaffen als Verbandstoffe, wie sie in Europa, Amerika oder Japan benützt werden. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

t. Eßbare Seepflanzen. Bei uns sind die Seegerfer in der Bemerkung nur als Stoppmaterial für Matratzen und ähnliches bekannt, und in Erinnerung daran würde sich wohl jedem das Haar sträuben bei der Vorstellung, daß solches Zeug irgendwo gegessen werden sollte. Noch nutzloser scheint uns der Seetang zu sein, und doch sind es gerade diese Meeresalgen, die an jeder Stelle auf der Erde als Nahrungsmittel verwertet werden. Man unterscheidet im allgemeinen vier Sorten von Meeresalgen nach der Farbe: blaugrüne, grasgrüne, braune und rote. In der ersten Gruppe gibt es Arten, die von den Chinesen aufs höchste geschätzt werden; es sind dies die Bitteralgen oder Gallertalgen von der Gattung Nostoc, die über die ganze Erde verbreitet sind. Wie schon einer der Namen besagt, werden diese Algen beim Erweichen in warmem Wasser gallertartig und werden in diesem Zustand zur Verdickung anderer Speisen und auch für Saucen gebraucht. Auch die Japaner haben eine ähnliche Art von eßbarem Seetang, die sie Sengenjori nennen, die aber wissenschaftlich noch nicht genau bestimmt ist. Unter den grasgrünen Formen verdient zunächst die Gattung Ulva Erwähnung, die selbst innerhalb Europas, nämlich an den britischen Küsten, in trockenem Zustand nach der Art von Gemüse gegessen wird und auch die Bezeichnung Meerlattich führt. Eine ähnliche Alge wird von den Japanern Anonori genannt und gleichfalls verpeist. Von den braunen Algen scheint nur eine aus der Gruppe des bekannten Blasentangs als Nahrungsmittel benützt zu werden, und zwar von den Eingeborenen in einigen Teilen von Chile. Von den gleichfalls häufigen Sorten des Blatt- oder Riemen-tangs wird eine ganze Reihe als eßbar betrachtet. Die *Maria esculenta* des Atlantischen Ozeans hat von dieser Eigenschaft geradezu ihren Namen, scheint aber nur in früherer Zeit in europäischen Gegenden verwertet worden zu sein. Noch heute aber machen die Japaner und Chinesen einen großen Gebrauch von diesen niederen Pflanzen, die sogar außer Fischen den hauptsächlichsten Ausfuhrartikel der japanischen Nordinsel Hesso bilden. Sie sind in jenen Meeren massenhaft vertreten und ihre Einsammlung und Zubereitung für den Markt beschäftigt Tausende von Menschen. Die wichtigsten Sorten von eßbarem Seetang heißen in Japan Kombu und Wakame. Das berühmteste Mitglied der Meeresalgen ist wohl das Irische Moos, auch Carrageenmoos, Gallertmoos oder Knorpeltang genannt, das an den irischen Küsten aus dem Meer geerntet und abgeteilt als Nahrungsmittel benützt wird, gleichzeitig auch einen gewissen Nährwert besitzt. Von diesem und dem Hauttang sind verschiedene Arten von Europäern früher gegessen worden und sollen noch heute von den Eingeborenen in einigen Teilen von Alaska genossen werden, erreichen ihre höchste Schätzung aber wiederum in Japan und China. Die Alge von der Art *Porphyra* wird auf dem Marke in Tokio in zierlichen Zinnbüchsen feilgehalten und in großen Mengen verkauft. Sie gibt mit heißem Wasser eine dicke Schleimsuppe. Das sog-

nannte Agaragar, dessen Name aus dem Malahischen stammt, wird aus verschiedenen Algen gewonnen. In der Regel dient es allerdings wohl kaum als Nahrungsmittel, dagegen wird es zuweilen als Verfälschung in Fruchtjajen nachgewiesen. Seine klassische Verwendung findet es in der Bakteriologie zur Herstellung von Nährböden für Bakterien. Was den Nährwert der Algen betrifft, so enthalten nach der Untersuchung von Professor Richards namentlich die blaugrünen Formen sehr viele Eiweißstoffe, im übrigen aber nicht sehr viel Nahrungswert. Die gelatineartigen Massen, die aus den roten Algen bereitet werden, scheinen in einem Stoff zu bestehen, der Gelose genannt wird. Endlich ist noch einer für die Allgemeinheit wichtigsten Verwendung des Seetangs zu gedenken, nämlich seiner Benützung zur Herausziehung von Soda und namentlich von Jod, das medizinisch vielfach verwendet wird. —

**Humoristisches.**

— Ein Irrtum. Professor . . . vom . . . medizinischen Institut arbeitete festig in seinem Laboratorium, das von drohenden Zurüstungen chemisch-bakteriologischen Untersuchungsmaterials starrte. Ein ausgezeichnete auswärtiger Arzt besuchte ihn und verfolgte seine ihn völlig in Anspruch nehmende Arbeit mit größter Spannung.

Die Aufmerksamkeit des Professors schien peinlich, aber nicht hoffnungslos auf ein Gerät konzentriert zu sein, das von Rauch und Dampf ganz eingehüllt war.

„Was kochen Sie in dem Topf?“ fragte witzbegierig der Besucher.

„Katen Sie!“ erwiderte der Gelehrte zerstreut.

„Mikroben?“

„Nein.“

„Kugelbakterien?“

„Nein.“

„Spiralchaeten?“

„Nein.“

„Was denn?“

„K n a d u r s t!“ versetzte voll Würde der Gelehrte. —

(„Zagl. Mundschau.“)

**Notizen.**

— Gerhart Hauptmann arbeitet an einem neuen Versdrama: „Wieland der Schmied“. Der Stoff entstammt einer von Simrock bearbeiteten altgermanischen Sage. —

— Das Deutsche Theater unter Direktor Reinhardt will die nächste Spielsaison mit Kleists „Mädchen von Heilbronn“ eröffnen. —

— „Agafias Verlobung“, eine dreiaktige Komödie von Gogol, für die deutsche Bühne bearbeitet von Königsbrunn-Schaup, ist vom Lustspielhause zur Aufführung angenommen. —

— „Die Affäre Capet“, ein vieraktiges Drama von Hector Fleischmann, das den Prozeß Ludwigs XVI. vor dem Nationalkonvent behandelt, soll von der Pariser Versuchsbühne gespielt werden. —

— Die neue Komische Oper in Berlin will ihre Spielzeit mit „Hoffmanns Erzählungen“ eröffnen. Als erste Novität sollen Massenets „Gaukler“, als zweite Neuheit Leoncaballos „Böhème“ folgen. Später wird „Der Corregidor“ von Wolff und die einaktige Oper „Dufel Dazumal“ von Dalcroze gespielt werden. —

— Die Nationalgalerie in Berlin hat u. a. folgende Gemälde angekauft: „Der Rhein bei Säckingen“ von H. Thoma, „Praterlandschaft“, „Bildnis einer alten Frau“ und „Mutter und Kind“ von F. Waldmüller, „Im Hausgarten“ von E. Engert. —

k. Ein Vorgänger des „Potemkin“. Es war im spanischen Bürgerkrieg, so schreibt der „Gaulois“, als die Mannschaft der spanischen Fregatte „Numancia“ sich gegen die damals bestehende Regierung erhob. Das Schiff lag auf der Meede von Karthagena und richtete zunächst seine Batterien gegen die Stadt. Dann begann für das aufrührerische Schiff eine an seltsamen Abenteuern reiche Irrfahrt. Von dem spanischen Geschwader verfolgt und von seinen Geschossen getroffen, gelang es der „Numancia“, in dem Hafen von Dran Zuflucht zu finden, wo seine Mannschaft sich den französischen Behörden ergeben mußte. —

— „Fernrohre“. Der „Matin“ erzählt: Die russische Kriegsverwaltung hatte 25 000 Feldstecher für Offiziere gekauft und schickte sie auf den Kriegsschauplatz. Dort aber bemerkte man, daß alle diese Instrumente Fensterglas enthielten. —

— Ratten im Storchennest. Auf dem Hause des Gemeindevorstehers H. Auge in Stapelsfeld befand sich, wie der „Voss. Zig.“ aus Kiel gemeldet wird, ein Storchennest mit vier Jungen, das jedoch von den Alten plötzlich ängstlich gemieden wurde. Als man zu dem Neste hinaufstieg, wurden 20 Ratten gefunden, die sich dort häuslich eingerichtet und die jungen Störche bis auf wenige Ueberreste aufgefressen hatten. —